



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Maria hilft.

Caritasblüten

Nr. 8

1927

Maria hilft.

In einem schönen Städtchen in dem romantischen Salzkammergut lebte eine wohlhabende Kaufmannsfamilie. So lange das Bestreben der guten Eltern allein dahin ging, sich und ihre Kinder standesgemäß zu ernähren und in der heiligen Religion fromm und eifrig zu unterrichten, ging alles gut von statten. Friede, Wohlstand und Glück herrschte am heimischen Herde.

Allein, der unselige Geldteufel verschont auch die biederen Katholiken nicht mit seinen flitternden Versuchungen. „Mache Geld, mache Geld,“ flüstert er ihnen immer ins Ohr, „was sollst du dich schinden und plagen, versuche es einmal, spekuliere, gründe.“ So manche haben auf diese Weise ihr Glück gemacht und sind über Nacht reich geworden.“ Aber der schlaue Verführer setzt nicht hinzu, „und haben dabei ihre Seele ruiniert“, und verschweigt auch weise, daß bei weitem die meisten von diesen Betörten sich auch zeitlich total zugrunde gerichtet haben.

So trat denn auch der Lügner von Anbeginn zu Bernhard — so hieß der Familienvater — heran und spiegelte ihm herrliche Schätze vor, wenn er nur mutig zu spekulieren anfinge. Der arme Mann läßt sich gängeln und — in kurzer Zeit ist er vollständig ruiniert. Die Spekulation schlug fehl, sein Bankhaus ging bankerott, und um seine Schulden zu zahlen, mußte er sein hübsches Haus, Waren und Möbel und alles, was er hatte, unter den Hammer bringen. Es blieb ihm kaum so viel, daß er mit Frau und Kindern nach Wien gelangen konnte, um daselbst, wie er hoffte, in irgendeiner Seitengasse ein kleines Geschäftchen anfangen zu können.

Jedoch ein Unglück kommt selten allein. Seine arme Frau erkrankte unter dem herben Schlage und wurde fast an den Rand des Grabes gebracht. Er selbst verkümmerte vor Gram, und der kleine Rest der geretteten Barschaft wanderte zum Doktor und in die teure Apotheke. Kaum hat er Brot für die kleinen Kinder, die vor Hunger jämmerlich weinen und klagen.

Seine älteste Tochter, Maria mit Namen, ein braves Mädchen von etwa 16 Jahren, durchwandert die Stadt und klopft an unzähligen Türen an, um Arbeit zu bekommen, damit sie

mit ihrer Nadel sich so viel verdiene, daß Vater und Mutter und die kleinen Geschwister nicht Hungers sterben müssen. Allein zahlende Beschäftigung findet sich nicht so leicht in einer großen Stadt, wo Tausende Unglückliche gleiches Elend teilen. Sie betet zu Gott und Maria, der Trösterin der Betrübten, geht täglich in die heilige Messe und gar oft zum Bilde der Mater desolata, und weint sich schier die Augen aus, aber alles schien umsonst. Nirgends findet sie Arbeit, nirgends Verdienst.

Eines Abends war der letzte Kreuzer verausgabt und kein Heller im Hause, um auch nur ein Stückchen Brot, geschweige denn die teure Medizin zu kaufen. Der Vater war unterdessen auch schwer erkrankt und lag mit heftigem Fieber im Bett. Zudem war am folgenden Tage die Miete zu zahlen. Die kleinen Kinder, hager und abgezehrt, jammerten vor Elend und Not. Was war zu machen? Da war wohl die Not aufs höchste gestiegen.

Maria eilte hinaus, sobald der Tag graute, in die nächste Kirche und betet und weint vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter, daß ein Stein sich hätte erbarmen mögen. Sie hat bereits lange so gekniet, in Kummer und Andacht versunken. Da wurde es ihr leichter ums Herz, wiewohl sie noch keinen Ausweg sah. Sorgenbeladen und dennoch gestärkt und gehoben tritt sie den Heimweg an. „Maria wird helfen“, so dachte sie mit unerschütterlichem Vertrauen.

Als sie so traurig und niedergeschlagen durch die Straßen dahinschleicht und sinnt und sinnt, ob es denn gar kein Mittel mehr gebe, fällt ihr Blick wie von ungefähr auf einen feinen Friseurladen. Am Fenster stehen die verschiedensten Töpfe und Töpfchen, Schachteln und Döschen mit den kostbarsten Parfümerien und den wohlriechendsten Pomaden. Lange Haargesflechte und Chignons hängen in künstlichen Figuren nebeneinander, und an der Ecke des Schaufensters steht auf einem Anschlagzettel gedruckt: „Schönes Haar wird gut bezahlt.“ — Ihr langes, goldenes Haar war der einzige Schmuck, der ihr noch aus besseren Tagen geblieben war, alles übrige außer den notdürftigsten Kleidern war ja längst zum Pfandhause gewandert, um Vater und Mutter und die Geschwister am Leben zu erhalten.

Wie ein Blitz fahren ihr diese Worte durch den Kopf. „Meine Haare will ich opfern, um Vater und Mutter zu retten“, spricht sie großherzig zu sich selbst. — Welch ein Opfer das damals noch war, werden unsere weiblichen Leser besser zu beurteilen verstehen, als wir es ausdrücken können. Zitternd vor Kampf und Erregtheit erfaßt sie die Klinke der Türe — noch einen Augenblick bleibt sie stehen, als ob sie mit sich selbst noch kämpfte — sie seufzt und — mutig öffnet sie die Türe und tritt ein. Ihr auf dem Fuße nach, ohne daß Maria es bemerkt, folgt ein ältlicher, vornehmer Herr. — Der Ladenbesitzer schaut das Mädchen

verwundert an. Ihre schlanke, bescheidene Gestalt in arme aber reinliche Kleidung gehüllt, ihre wirklich schönen Züge von Schmerz überwältigt, befremden ihn. Doch schnell gewinnt der Geschäftsmann die Oberhand über das fühlende Herz. „Was wünschen Sie“, fragte er kalt, da er wohl wußte, sie würde nichts Kostbares zu kaufen haben. „Meine Haare zu verkaufen“, stammelte sie verlegen.

Der Friseur wollte sich eben abwenden und den vornehmen Herrn bedienen, der sich unterdessen mit Würde in einem Fauteuil niedergelassen hatte. Dieser aber bedeutete ihm mit freundlicher, ablehnender Handbewegung, er möge zuerst die junge Dame zufriedenstellen und dann ihn besorgen. Scheinbar gleichgültig wandte der Fremde sich ab von den beiden, um sie jedoch um so aufmerksamer im gegenüberhängenden Spiegel zu beobachten.

„Wieviel wollen Sie haben für ihre Haare“, fragte der Haarschneider die Unglückliche barsch. — Vor Scham errötend, sagte sie leise: „18 Gulden.“ „Viel zu viel“, rief der Händler, „Ihre Haare sind nicht halb so viel wert.“ „Goldblondes Haar ist sehr gesucht . . .“, erwiderte jene bescheiden, „und wir bedürfen der Summe gar sehr“, setzte sie seufzend hinzu. „Ob Sie es bedürfen oder nicht, das ist nicht meine Sache, ich schaue auf den Wert des Angebotes. Ich gebe ihnen 8 Gulden und damit fertig.“ Maria in ihrer Verzweiflung löste ihr goldenes Haar auf, und es floß in schönen Wellen über die Schultern herab bis tief auf den Rücken. Es war in der That viel wertvoller, aber der Geldmann suchte seinen Profit. „Wenn Sie wüßten“, hob sie flehend an, „wie bitter meine frankten Eltern und armen Geschwister des Geldes bedürfen, Sie würden nicht so farg mit mir sein.“ „Mehr kann ich nicht geben“, brummte der Geschäftsmann und wandte sich dem Herrn zu, als wolle er den Handel abbrechen.

Der Fremde war der Unterhaltung mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt und hatte unbemerkt im Spiegel die Züge und die Haltung der jungen Dame genau beobachtet. Es war ihm klar, daß er eine Person vor sich hatte, die wohl aus einer besseren Familie sein müsse und glücklichere Tage gesehen habe. Ihre Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit trotz ihrer jugendlichen Schönheit gefielen ihm sehr, und der tiefe Schmerz, der sich auf ihrem ganzen Gesichte ausprägte, ging ihm tief zu Herzen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß es eine wahrhaft unglückliche, aber edle junge Dame sei, die das letzte Opfer für ihre verarmten Eltern zu bringen bereit war. „Hier“, dachte der noble Herr, „gilt es, eine edle Tat zu belohnen.“

Ohne den Friseur eines Blickes zu würdigen, erhob er sich von seinem Sessel und sagte mit ebensoviel Freundlichkeit als Herablassung: „Mein Fräulein, wollen Sie mir vielleicht Ihre Haare verkaufen?“ Das arme Mädchen erschrak. Als sie aber einen würdigen Greis vor sich sah, dem christliche Güte und

Edelsinn aus den Augen leuchteten, sagte sie vertrauensvoll: „Ja, mein Herr; es muß so sein, es ist unsere letzte Hoffnung“, und Tränen stürzten über ihre zitternden Wangen. Der greise Herr erkundigte sich mitleidig nach dem Grunde ihrer Trauer und ihres großmütigen Entschlusses, und Maria erzählte ihm unter häufigem Schluchzen in Kürze die Geschichte ihres Elendes. Gerührt griff der Herr in seine Brieftasche, nahm eine Schere und schnitt der jungen Dame ein einziges Haar ab, welches er sorgfältig aufrollte und in die Brieftasche legte. Dann zog er eine Banknote hervor — es waren 100 englische Pfund, ungefähr 2000 Mark — und gab sie dem Mädchen mit den Worten: „Mein Fräulein, geben Sie dieses ihrem Herrn Vater; er wird schon wissen, was er damit anfangen soll.“ Das arme Kind dankte ihm unter Tränen und eilte nach Hause. Das Glück der guten Familie können wir uns denken. Das viele Geld reichte hin, nicht bloß ihre Miete zu bezahlen und die nötigen Lebensmittel und Arzneien zu kaufen, sondern auch den kleinen Laden zu beginnen, auf den sie ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten.

Diese — wohlverbürgte — Tatsache liefert wieder einen Beleg für das Wort des heiligen Bernhard: „Es ist nicht erhört, daß Gott den verlassen hätte, der zu dir, o Maria, seine Zuflucht nimmt.“



Noch eine echte Heidin.

Von Schwester Hermenegildis.

Drunten im Dorfe „De Wildt“, auf dem Wege zur Bahnstation, führt mich der Weg am Hause einer sehr alten Frau, einer verstockten Heidin, vorbei. Als ich sie das erstemal sah, erschrak ich unwillkürlich; sie stand plötzlich, tief gebückt und sich an einem dicken Stecken festhaltend, vor mir. Ich sprach sie freundlich an. Sofort erhob sie ihre freie Hand zum Gruße und sprach mit kräftiger Stimme: „Sei gegrüßt in unsrer Mitte, du Kind der Weißen aus fernen Landen, ja ich bewundere dich, du Tochter des großen Meisters, gib mir deine Hand zum Gruße“, und zitternd hielt sie mir die ihre entgegen. „Wie du siehst“, fuhr sie fort, „bin ich nun schon sehr alt, trotzdem aber will ich noch so groß sein wie du“, und siehe, langsam und mit aller Kräfteanstrengung richtete sie sich empor, bis sie in ihrer ganzen Größe vor mir stand und ich wirklich zu ihr aufblicken mußte, während sie etwas höhnisch lachend und mit dem Kopfe nickend zu mir niederschaute. Dieser Sieg dauerte aber nur wenige Sekunden, das hohe Alter forderte seine Rechte, denen Stolz und Wille weichen mußten, und die alte Mutter stand wieder tief gebeugt da.